

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 34 (1930-1931)
Heft: 8

Artikel: Mütter berühmter Männer
Autor: Stranik, Erwin
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-666116>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 30.12.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Verkauf in Frascati, der Amsterdamer Tabakbörse, ruft jedes Jahr wüste Stürme hervor (man reißt sich buchstäblich um den Tabak). Un- erwartet hohe oder niedrige Preise werden er-

zielt, große Überraschungen für die auf und mit Lantiemen rechnenden Pflanze.

Das alles um das Deckblatt der Zigarre, den Sumatra-Tabak.

Eingang in die Stille.

Nun sind die Gärten abgeblüht
Und ausgeloschen weh'n die Wälder.
Nun geht mein Weg durch braune Felder,
Die gestern noch vom Mohn beglückt.

Gott, der des Herzens Stille mir
Nach Rausch und Lust und Schein verheißen,
Verlösche sanft das letzte Gleichen
Von spätem Herbstes lauter Zier.

So geh' ich über braunes Feld,
Selbst Scholle, meinem Tod entgegen
Und bin an Liebesbrust gelegen
Wie es, im Arm der Sonnenwelt.

Dort, wo ein allerletzter Schein
Des grauen Himmels Rund durchschimmert,
Der wie ein goldnes Tor gezimmert,
Geh' ich in Gottes Stille ein.

Oskar Kollbrunner.

Mütter berühmter Männer.

Ein Gedenkblatt. — Von Dr. Erwin Stranif.

Nirgends in der Natur gibt es innigere Bindungen als die zwischen Schöpfer und Geschöpf, Eltern und Kindern; das Wort von den Müttern, die stets auch die ärgsten Leiden auf sich zu nehmen bereit sind, wenn es ihren geliebten Sohn, ihre geliebte Tochter betrifft, ist eine der wenigen Wahrheiten, die seit Jahrtausenden bestehen und wohl auch in alle Zukunft unwandelbar sich erhalten werden. Und auch die Kinder, die Söhne vor allem, die infolge des natürlichen Unterschiedes der Anschauungen und Lebensauffassungen, wie sie zwischen zwei Generationen immer wieder vorhanden zu sein pflegen, bisweilen in manchen (scheinbaren) Konflikt mit ihren Eltern geraten, wissen doch, daß sie dann, wenn es um das Wesentlichste: um das Herz — geht, nur einen Weg beschreiten dürfen, nur einen gehen können: den zur Mutter. Mag auch die Mutter des Sohnes Wesen nicht mehr verstehen, mag sie ihm nicht mehr folgen können, wenn es sich um tiefsten Schmerz oder höchste Freude handelt, es wird sich trotz allem stets wieder die Kette zwischen Kind und Mutter schließen, instinktiv und aus natürlicher Verbundenheit heraus, sobald die eine Seele die andere sucht, der eine Lebensborn den anderen.

So wird es nicht wundern, zu vernehmen, daß Immanuel Kant, der größte deutsche Philosoph, dessen gewaltige Denkarbeit über alle Zeiten leuchtendstes Vorbild logischer Vollen- dung bleibt, auf seine Entwicklung rückblickend, gesteht: „Sie (nämlich: seine Mutter) pflanzte und nährte den ersten Keim des Guten in mir,

sie weckte und erweiterte meine Begriffe und ihre Lehren haben einen immerwährenden heil- samen Einfluß auf mein Leben gehabt.“ Und wenn Goethe einmal seine Mutter bloß so kurz charakterisierte, daß er erklärte, „vom Mütter- chen die Frohnatur, die Lust zu fabulieren“ ge- erbt zu haben, so ist damit „Frau Ujas“ Wesen noch lange nicht erschöpft. Viel klarer spiegelt sich ihre bescheidene und doch vornehm-freie Art in einem ihrer rührenden Briefe, den sie ein Jahr vor ihrem Tode an den damals schon so hochberühmten Sohn nach Weimar richtete. „Da nun ein großer theil deines Ruhmes und Rufes auf mich zurück fällt,“ schreibt sie aus über- strömendem Herzen und mit schlechter Ortho- graphie, „und die Menschen sich einbilden, ich hätte was zu dem großen Talendt beigetragen; so kommen sie denn um mich zu beschauen — da stelle ich denn mein Licht nicht unter den Scheffel, sondern auf den Leuchter, versichere zwar die Menschen, daß ich zu dem was dich zum großen Mann und Dichter gemacht hat, nicht das allermindeste beigetragen hätte (denn das Lob, das mir nicht gebühret, nehme ich nie an), zudem weiß ich ja gar wohl, wem das Lob und der Dank gebührt, denn zu deiner Bildung im Mutterleibe, da alles schon im Keim in dich gelegt wurde, dazu habe ich wahr- lich nichts getan — vielleicht ein Gran Hirn mehr oder weniger, und du wärest ein ganz ordinerer Mensch geworden und wo nichts drin- nen ist, da kann nichts rauskommen — da er- ziehe du das können alle Philantropine in ganz

Europa nichts geben — gute brauchbare Menschen, ja das lasse ich gelten, hier ist aber die Rede vom außerordentlichen. Da hast du nun meine Liebe Frau Uja mit Zug und Recht Gott die Ehre gegeben."

Weniger gut erging es Gottfried Kellers Mutter, da sich ja deren Sohn, ehe er sich zum Dichter durchrang, jahrelang vergeblich bemühte, Maler zu werden. „Täglich seufze und bete ich für dich“, schrieb sie und sandte dem Lernenden soviel Geld als sie nur vermochte, nachdem auch der letzte Rest des großmütterlichen Erbes aufgebraucht worden war. Dennoch sparte sie immer weiter, und Gottfried Keller selber erzählt an einer der schönsten Stellen des „Grünen Heinrich“, wie sie Geld auf ihr Haus aufnimmt und die Summe an ihn absendet: „Sie fügte die Taler zu Rollen und diese zu einem unförmlichen Pakete, umwand es mehrmals mit starkem Papier und dieses mit Schnüren, beträufelte es überall mit Siegellack und drückte das Petschaft darauf, alles sehr unfachmännisch und mit überflüssiger Mühe. Dann schob sie das schwere Paket in eine tastene Handtasche oder Kibikül, legte es auf den Arm und eilte auf Seitenwegen zur Post: denn sie wünschte nicht gesehen zu werden, weil sie nicht gesonnen war, zu antworten, wenn jemand sie befragt hätte, wo sie mit dem Gelde hinwolle. Mühselig und mit zitternder Hand streifte sie das seidene Säcklein von dem Geldkloben, reichte ihn durch das Schiebefensterchen und gab ihn mit einem Gefühle der Erleichterung aus der Hand. Der Beamte besah die Adresse, dann die Frau, machte seine umständlichen Verrichtungen, gab ihr den Empfangsschein, und sie begab sich, ohne sich umzuschauen, hinweg, als ob sie soviel Geld jemandem genommen anstatt gegeben hätte. Der linke Arm, auf dem sie die Last getragen, war steif und ermüdet, und so kehrte sie etwas angegriffen in ihre Behausung zurück, stillschweigend durch ein Gedränge von Leuten, welche keinen Gulden für ihre Kinder hergeben, ohne damit zu prahlen, oder darüber zu jammern und zu klagen.“

Auch Ernst Moritz Arndt, der seine Mutter schon früh verlieren mußte, setzte ihr, der „Krone von allen“, die so „ernst, fromm, sinnig und mutig“ war und „durch kein Geschick so zu beugen, daß sie Klarheit und Besonnenheit verloren hätte“, ein schönes poetisches Denkmal in den Versen:

„Wo du auch bist, was du auch bist, dich ehren nicht
Tränen,
Nein, ein männliches Herz und ein rüstiger Lauf! ...
Mächtiger fühle ich mich, zu ringen mit Schwert und
Leier,
Für das Vaterland frisch nehm' ich den blutigen
Tod.“

Zerrissen wie das ganze Leben Christian Dietrich Grabbes schienen auch dessen Beziehungen zu seinen Eltern. Seine Mutter wird uns als herrschsüchtige, böse und verlogene Frau geschildert, Grabbe selber mußte, als er in Leipzig weilte, kaum etwas nach Hause zu berichten: „Die Nachtmützen“, schreibt er, „tun mir gute Dienste. Die Pflaumen sind hier sehr wohlfeil, die Pfirsiche sehr teuer. Meine Stiefel reißen ungeheuer, aber meine Hosen halten wie Eisen. Mein Stück wird mich gewiß sehr berühmt machen. Man sagt, daß der König von England Leipzig berühren werde.“ Als aber all seine Hoffnungen gescheitert sind, kehrt er doch in das verhaßte Detmold zurück, kommt mitten in der Nacht an und wird von seiner Mutter, die um ihres verbummelten Sohnes willen schon unendlich viel Leid und Spott ertragen mußte, mit Freudentränen aufgenommen. In ihren Armen stirbt er auch, und ihre ganze Liebe zu dem Kind, die sich früher nie zeigen wollte, preßt sich in den wenigen Worten zusammen, als sie dem Toten die Augen zudrückt: „Du bist mein leuwe Christian, mein leuwe, leuwe Christian!“

Rührend schildert auch Adalbert Stifter seine alte Mutter, wie er ihr seine junge Gattin vorstellt: „Mit dem gewohnten Sonnenschein der Freundlichkeit in den verfallenen Zügen, mit den gewohnten guten Augen nahm die Mutter jetzt die blühende Tochter an und tat ihr Gutes.“ Morike wieder fand bei seiner Mutter: „Durch ihre Bärtlichkeit, ihr reines Beispiel und durch ein Wort, zur rechten Zeit gesprochen, übte sie ohne studierte Grundsätze und ohne jedes Geräusch eine unwiderstehliche sanfte Gewalt über die jungen Herzen aus.“ — Friedrich Hebbel bekannte: „Gute, rastlos um Deine Kinder bemühte Mutter, Du warst eine Märtyrerin, und ich kann mir nicht das Zeugnis geben, daß ich für die Verbesserung Deiner Lage immer so viel getan hätte, als es in meinen freilich so geringen Kräften gestanden hat.“ Rosegger wieder sagte von seiner Mutter: „Meine Mutter hatte nichts als Liebe. Das Beste in mir, ich habe es von ihr.“

Natürlich haben auch die großen Maler ihre

Mütter in verschiedenen Bildnissen festgehalten. Unvergesslich wird in aller Erinnerung das Bildnis der Mutter Albrecht Dürers bleiben, der „frommen Barbara“, wie sie der Sohn mit einigen Kohlenstrichen gezeichnet hat. Die alte Frau hatte viel „Krankheit, große Armut gelitten, Verspottung, Verachtung, höhnisches Wort, Schrecken und große Widerwärtigkeit,“ doch ist sie „nie rachselig gewesen, sondern allweg fleißig“, und dies drückt sich auch in ihrem Gesichte aus, das mit seinen unzähligen schweren Furchen und den müden Augen das ganze Leid der Welt widerspiegelt.

Nicht minder viel Schmerz, wenn auch in verklärter Weise, findet sich auf dem Bildnis von Feuerbachs Mutter, der man das Leben voll reicher Erfahrungen und den endlichen stillen Verzicht deutlich anmerkt. „Wer in Schmerz geweiht ist, dem kann niemand seine Krone nehmen,“ sagte Henriette Feuerbach selbst einmal, und diese Vornehmheit um geistige Höhe der Charakterisierung leuchtet auch aus dem Portrait der alten Frau, deren leichte Verschlossen-

heit doch nichts zu sein scheint als sorgsam zurückgedämmte Liebe.

Daß Rembrandt seine Mutter immer wieder malte, ist allgemein bekannt. Eine Patrizierin scheint uns diese alte Frau zu sein, eine Frühgealterte, aber doch zur Ausgeglichenheit des Daseins Gelangte. Die leicht gebeugte Gestalt, die etwas demütige Haltung zeugen für die Ergebenheit in das Schicksal: Mensch und Mutter. Verwandt dieser alten Frau, aber aus dem Vornehmen hinweggerückt in das einfach Volkshafte, so lernen wir die Mutter Hans Thoma's aus dem Bilde ihres Sohnes kennen. Ihrem Blick wohnt eine gewisse frauenhafte Sehnsucht zur Ferne inne, ein Etwas, das schon über diese Erde hinaus in Gefilde weist, die dem gewöhnlichen Auge verschlossen sind. So wird sie, ohne es zu wollen, ohne es zu wissen, zum Symbol, zum Gleichnis für alle Mütter. Mutter-Sein, das fühlt man aus diesem Bilde, ist ein herrliches Glück, ein noch viel größeres aber, — eine zu besitzen!

Auf das Grab von Schillers Mutter.

Kleversulzbach, im Mai 1859.

Nach der Seite des Dorfes, wo jener alternde Zaun dort
ländliche Gräber umschließt, wall ich in Einsamkeit oft.
Sieh den gesunkenen Hügel; es kennen die ältesten Greise
kaum ihn noch, und es ahnt niemand ein Heiligtum hier.
Segliche Erde gebirgt und jedes deutende Zeichen;
dürftig breitet ein Baum schützende Arme umher.
Wilde Rose! dich find' ich allein statt anderer Blumen;
ja, beschäme sie nur, brich als ein Wunder hervor!
Tausendblättrig eröffne dein Herz; entzünde dich herrlich
am begeisternden Duft, den aus der Tiefe du ziehst!
Eines Unsterblichen Mutter liegt hier bestattet; es richten
Deutschlands Männer und Frauen eben den Marmor ihm auf.

Eduard Mörike.

Der Schoner „Frag' mich nicht“.

Kurzgeschichte von Georg von der Gabelentz.

Der Himmel warf sein blauestes Licht auf die Wellen des Meerbusens von Biscaya, und im Winde blähte sich das Sonnensegel über einer Gruppe von mehreren Herren, die sich in Bordstühlen um die hübsche Baronin Dörnsberg versammelt hatten. Das war so zur Gewohnheit der Zeit nach dem See geworden. Man plauderte beim Rauschen der Wellen, die an der Schiffswand vorüberzischelten, blickte über die

blitzende Fläche des weiten Meeres und erzählte sich im halben Träumen allerlei Geschichten.

Auch heute hatte sich Kapitän Sörensen zu der Gesellschaft gefunden. Er saß der kleinen Baronin gegenüber, bewunderte, wie die andern, ihr niedliches Gesicht mit dem schalkhaften Ausdruck und die leuchtende Blondheit ihrer Haare.

Gleich einem leichten Ball, den spielend einer dem andern zuwirft, ging das Gespräch hin und